

## WIE WIR IN ÖSTERREICH HEIMAT FANDEN

### *Ein Modell kirchlicher Eingliederung*

#### I. Das Problem der zweiten Generation

Fast unmerklich sind wir als Gemeinschaft der Siebenbürger Sachsen, die ihre Heimat schon am Ende des Zweiten Weltkrieges verloren oder aber in der Heimat einen Umbruch wie nie zuvor in unserer Geschichte erfuhren, in die Zeit der zweiten Generation eingetreten. Unsere Zukunft ist zum Problem geworden, hier im Westen wie auch in der Heimat.

Uns soll es hier allein um die Siebenbürger Sachsen gehen, die, aus welchen Gründen auch immer, in den Westen gekommen sind. Gerade in dieser Situation gilt für uns, was der Apostel seiner Gemeinde in Ephesus schreibt (Eph. 4,2): „... daß ihr einander annehmt in aller Demut und Sanftmut und Geduld; und vertraget einer den andern in der Liebe.“ – In der christlichen Gemeinde geht es nicht um Sympathie oder Antipathie, sondern um das ehrerbietige liebende Ja zueinander. Wir, Sachsen in der Heimat und Sachsen im Westen, Sachsen als neu Hinzukommende und sog. „Einheimische“, bejahen den anderen nicht um seines *Soseins*, sondern um seines *Daseins* willen.

Man hört häufig die Klage, wie schwer den Aussiedlern die Eingliederung in die Kirche gemacht wird. In der Kirche kann man nur sein, wenn man selber Kirche ist und nicht *ohne* Kirche sein kann.

Eine zweite Vorbemerkung: Ist das, worauf wir Sachsen immer so stolz waren, was wir nicht müde wurden, der Welt zu zeigen (Mer wälle bleiwen wat mer sen ... / Deiner Sprache deiner Sitte... / Ich bein ein Sachs, ich sag's mit Stolz ... ) nicht nur noch ein Hinweis auf die Geschichte, auf ein Vergangenes geworden, während die Gegenwart von vielem anderen, aber nicht davon erfüllt ist? Ist unser Volkstum, ist unsere Volkskirche nicht schon längst Geschichte? Man kann unsere Wesensart gar nicht mehr aus dem *Vordergründig-Gegenwärtigen* ablesen. Die letzten Jahrzehnte, nicht nur während und nach dem Zweiten Weltkrieg, sondern auch schon vorher, haben bei uns vieles verändert oder gar zerstört. Auch in diesem Sinne stehen wir vor dem Problem der *zweiten Generation*. Man wird in vielem hinter das unmittelbar Gegebene zurücktreten müssen, wenn wir darüber nachdenken, was wir an verantwortlichem Handeln hinsichtlich unserer „Eingliederung“ in unsere neue Heimat einbringen wollen. Aus dem vorfind-

lichen seelisch-geistigen Inventar allein wird es nicht genommen werden können. Wir werden zurückgreifen müssen auf einen viel festeren Grund, auf eine *Tradition*, die mehr das *Erbe* der Siebenbürger Sachsen darstellt als die erlebten Umbruchzeiten.

Das was, unsere Siebenbürger Sachsen auszeichnet, was wir unser Erbe nennen können, war die Einheit des gelebten Lebens, das nicht aufgespalten war in Glaube und Wissen, in Kirche und Volk. Es war alles in einem, eine besondere Art von *Volkskirche*. Diese Einheit des gelebten Lebens in unsere neue Heimat einzubringen, gehört zu dem Kostbarsten, das ich bei Wachsen und Bau der neuen Gemeinde erfahren habe. Wir haben diese Lebenseinheit schon lange nicht mehr, sie ist auseinandergefallen, sie ist uns verlorengegangen. Aber sie ist unsere Vergangenheit, sie ist der Nährboden, aus dem die großartigen Früchte, wie unsere Bruder- und Schwesternschaften, unsere kirchlichen Nachbarschaften, unsere evangelischen Frauenvereine, unsere sächsischen Vereinstage, überhaupt eine ganze christliche Lebens- und Familienordnung emporgewachsen sind, die unser Leben umfaßten und schützten. Diese Ordnungen neu einführen zu wollen, wäre wirklichkeitsfremd. Aber der Geist, aus dem das alles geworden und gewachsen ist, der Lebenswille, der solches geschaffen hat, ist heute ebenso notwendig wie damals. Sich also nach dieser verlorengegangenen Lebenseinheit umzuschauen und, um sie wiederzufinden, keine Mühe zu scheuen, das gehört zu dem, was für uns unabdingbar ist.

## II. Chronologie der kirchlichen Eingliederung

Wie ist es mir bei dieser Eingliederungsarbeit ergangen? „Gott der Herr hat mir eine Zunge gegeben, wie die Jünger haben, daß ich wisse mit den Müden zu rechter Zeit zu reden. Alle Morgen weckt er mir das Ohr, daß ich höre, wie die Jünger hören“ (Jes. 50,4). Ohne in diesem Sinne Jünger zu sein, geht es nicht! Auf das Auge, das sieht, auf das Ohr, das hört, auf die Zunge, die redet, die *recht* redet, kommt es an!

Mich überraschte der Zusammenbruch in Oberösterreich, wo ich bereits am 19. Juni 1945 aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft entlassen wurde. Ein Teil meiner Pfarrgemeinde, die ich bis zu meiner Pensionierung im Jahr 1977 betreute, befand sich nach der sogenannten zweiten Flucht aus Niederösterreich in Erdhütten in der Gemeinde Pöndorf, gut vierzig Kilometer von der bayrischen Grenze entfernt. Sie stritten und spekulierten über die Frage, ob es vorteilhafter wäre, sich als Volksdeutscher aus Rumänien oder als Volksdeutscher aus Ungarn registrieren zu lassen. Sie merkten aber nicht, oder wollten es nicht merken, daß es in der Pöndorfer Gemeinde und in der Gemeindestube gäbe wegen der illegalen Haltung der Treckpferde. Also weg von aller Spekulation ... und die erste

Aufgabe sehen und anfassen. Daraus wurde eine Integration und keine Revolution.

Darüber wurde es August 1945, und keiner wußte, ob es ein Bleiben oder eine Rückführung geben werde. Nun hatten unsere Kinder bereits bei der Flucht ein Schuljahr verloren und man machte sich Sorgen darum, wie sie bei einer eventuellen Rückführung den Anschluß fänden. Es wurden zwei einheimische Lehrer gesucht und gefunden, und in einem großen Saal eines aufgelassenen Gasthofes sollten zwei Klassenräume eingerichtet werden. Doch nun mußte ich mit der widerspenstigen Wirtin fertigwerden, bekam jedoch Schützenhilfe vom Bürgermeister und Gemeinderat. Das zweite Wegstück auf dem Weg zur Eingliederung ...

In der zweiten Septemberhälfte erfolgte die Verlegung in zwei freigewordene Barackenlager am Attersee; das RAD-Lager in Kammer a. A. und das Reichsautobahnlager in Seewalchen a. A. In Kammer gab es eine Gemeinschaftsbaracke, und so wurde dort das Gemeindezentrum errichtet, nach echt lutherischer Art: „Wenn ich wüßte, daß *morgen* die Welt untergeht, würde ich *heute* noch ein Apfelbäumchen pflanzen.“ In der Exodus-Situation unserer mobilen Gesellschaft besteht die Rolle der Führenden, also auch des Pfarrers in der *Begleitung*. Wir, Führer und Geführte, sind auf einem gemeinsamen Weg, wir tragen für das Gelingen eine gemeinsame und geteilte Verantwortung, wobei die Führer den Geführten ihre Autorität nicht aufzwingen, sondern ihnen als Begleiter Raum und Freiheit lassen sollen, dabei aber immer die umfassende Einheit im Auge behalten müssen.

Die Ausgangssituation stellte sich folgendermaßen dar:

1. Im Barackenlager in Kammer wohnten die Weilauer, Tekendorfer und Roder. Die Gemeinschaftsbaracke wurde zum Gemeindezentrum umfunktioniert. Am Sonntag wurde dort der Gottesdienst gehalten. Während der Woche diente sie als Unterrichtsraum für die zweiklassige Volksschule. Bei Festlichkeiten diente sie dem geselligen Leben.

2. Im Reichsautobahnlager wohnten Ober- und Nieder-Eidischer, Fellendorfer und weitere Streusiedler, meist entlassene Kriegsgefangene. Sie waren verwaltungs- und versorgungsmäßig dem nahegelegenen Lager Kammer angeschlossen.

3. In einem Ostarbeiterlager in der Industriegemeinde Lenzing wurden hauptsächlich Ober- und Nieder-Eidischer untergebracht, aber auch mancherlei Bewohner anderer Herkunft. Wenn auch unter gemeinsamer kirchlicher Betreuung, errichteten wir auch dort eine zweiklassige Volksschule und hielten für sie eigene Gottesdienste.

Mit einer ungläublichen Emigkeit und ebensolcher Findigkeit formierte sich eine Lagergemeinde, in der kaum ein Zug des heimatlichen eigenverantwortlichen Lebens fehlte. Sie zeigte sich auch nach außen hin als ein

lebendiger und eigenständiger Organismus mit allen seinen Gliederungen und Funktionen. Da war der Kurator, der dem staatlichen Lagerleiter zur Seite stand; da waren die Kirchenväter und Knecht- und Mägdeväter, die ihren Bereich betreuten. Da waren die Lehrer, die sich nicht nur um den Schulunterricht, sondern ebenso auch um die Jugendarbeit zu kümmern hatten und die Chorarbeit leiteten.

Unsere Schulkinder wurden am Schuljahresschluß einer Prüfung vor der staatlichen Kommission unterzogen, ihre Zeugnisse wurden auf diese Weise legalisiert und bekamen öffentlichen Charakter. Es ist herzerquickend, in den Prüfungs- und Inspektionsprotokollen zu lesen, welche Anerkennung die Arbeit unserer siebenbürgischen Lehrer und die Leistungen unserer Schüler fanden.

Zu unseren Gottesdiensten kamen selbstverständlich auch die Einheimischen sowie die nichtsiebenbürgischen Heimatvertriebenen aus der Nachbarschaft.

Das war noch keine Integration, keine Eingliederung, doch eine hervorragende Vorstufe dazu.

Auch kulturell und hinsichtlich geselligen Lebens führten wir zunächst ein eigenständiges Dasein. Schon der erste Winter verlief beinahe wie einst daheim. Die Adventveranstaltungen, die Christbescherung, die dieser Festzeit angepaßte heimelige Chorarbeit, die obligate Theateraufführung und der Frauenvereinsball: nichts fehlte. Als dann sehr bald die Auswanderung nach Übersee einsetzte, wollten wir unseren Leuten einen Vorgeschmack davon geben und führten ihnen „Der Amerikaner“ von Josef Eisenburger auf.

Sehr bald reichte unsere Baracke nicht mehr aus, und wir verlegten unsere Veranstaltungen in den Rittersaal des Schlosses Kammer. Man könnte dies als die Vorstufe der gesellschaftlich-kulturellen Integration bezeichnen.

Unvergeßlich ist, mit welcher Ursprünglichkeit sich die kirchliche Eingliederung anbahnte. Wir führten im Rittersaal des Schlosses das siebenbürgische Reformationsstück „Det na Lied“ von Anna Schuller-Schullerus auf, als plötzlich der katholische Adel (Ungarn und Preßburger) demonstrativ den Raum verließ. An diesem Abend und nicht im Gottesdienst wurden wir von den Evangelischen unserer neuen Umgebung entdeckt. Das liegt in der Struktur der Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Österreich und im Typus ihrer Frömmigkeit. Sie ist – davon weiter unten – „Martyrerkirche“.

Diese Zwischenphase war stark von Entwicklungen begleitet, die eher das Gegenteil von Integration bedeuteten: die Auswanderung nach Übersee, die Rückwanderung nach Siebenbürgen (allerdings unter 2 500 Menschen nur drei Familien mit insgesamt neun Personen), die von der Landsmann-

schaft massiv vorbereitete und betriebene sog. „Kohlenaktion“ – von den Männern aus den Lagern Kammer und Seewalchen, die in die Kohlenreviere Nordrhein-Westfalens übersiedelten, kamen bis auf drei alle wieder zurück. Diese Rückkehr fällt zusammen mit der Errichtung einer selbständigen Kirchengemeinde und mit dem endgültigen Seßhaftwerden.

Nun hörte alles Provisorische auf, und es begann die eigentliche kirchliche Eingliederung, die aber nie *nur* eine kirchliche, sondern eine ganzheitliche war. Unsere Volksschulen beispielsweise wurden schon 1950 aufgelöst.

### III. Bestandsaufnahme

Als wir 1954 zur selbständigen Evangelischen Pfarrgemeinde A. B. Lenzing-Kammer wurden, stellte sich die Lage so dar: Sie umfaßte vier bürgerliche Gemeinden (Lenzing, Kammer-Schörfling, Seewalchen und Gampern) mit einem Gebiet von 84 Quadratkilometern, dessen 1700 Seelen sich folgendermaßen aufgliederten: 1100 Siebenbürger Sachsen (65 %), 450 Österreicher (26 %) und 150 andere Heimatvertriebene (9 %).

Hier also setzte – allerdings wieder nur wie in einem Vorfeld – die Integrations-, die Eingliederungsarbeit an.

1. Sie begann mit der Namensgebung der Gemeinde. Kammer nahm für sich in Anspruch, zuerst Tochtergemeinde gewesen zu sein, während Lenzing nur Predigtstation war. Lenzing bestand darauf, die große Industrie zu beherbergen. Phonetisch wäre Kammer-Lenzing leichter auszusprechen, doch Lenzing wollte voran sein und setzte sich durch. So heißt sie nun Lenzing-Kammer.

2. Es erhob sich die Frage: Wo soll der Standort der Kirche, der Sitz des Pfarramtes sein? Wieder setzte sich Lenzing durch. In der Annahme, daß viele der Barackenbewohner sich in Lenzing niederlassen würden, weil sie dort ihren Arbeitsplatz fänden, sollte hier das Gemeindezentrum errichtet werden, obwohl in Kammer ein Kirchenbaugrund vorhanden war.

3. Doch das waren Vordergründigkeiten, die vor allem die Einheimischen beschäftigten; das Entscheidende war die Seßhaftwerdung.

Im Zentrum des Pfarrgemeindegebietes bot sich uns ein Siedlungsgelände zum käuflichen Erwerb an, das alle Voraussetzungen eines kirchlichen Gemeindezentrums in einer Diasporakirche hatte. An der Ager, dem Ausfluß des Attersees, lagen sieben vom Agerwasser betriebene Mühlen. Die Bahnhaltestelle trägt heute noch die Bezeichnung „Siebenmühlen“. Hier entstand auf dem Gemeindegebiet der bürgerlichen Gemeinde Seewalchen die Rose-  
nau.

In dieser Umgebung sollten nun die Siebenbürger Sachsen mit ihrer heimatlichen Tradition, die Kirche mitten im Dorf zu haben, zum Zuge

kommen; unproblematisch war das nicht. Natürlich kann keiner etwas dagegen haben, daß Kirche und Pfarrhaus, Gemeindesaal und was sonst noch zum Gemeindezentrum gehört, Friedhof, Kindergarten und Altenwohnheim, möglichst beieinanderliegen. Aber wehe, wenn in der bodenständigen, in diesem Fall der österreichischen Evangelischen Kirche, ein ausländisches, in diesem Fall ein siebenbürgisch-sächsisches, Kirchenwesen entsteht oder gar planmäßig aufgebaut wird. Das wäre nicht mehr *Integration*, sondern *Desintegration*, denn in der Heimat die Heimat verlieren, sich in der eigenen Kirche nicht mehr daheim und geborgen fühlen, gehört zum Schlimmsten, das es geben kann. An dieser Stelle wird das schon erwähnte Bibelwort aus Epheser 4,2 zur Mahnung: „Daß ihr einander annehmt, in aller Sanftmut und Geduld; und vertraget einander in der Liebe!“

Nachdem wir nach schweren Verhandlungen Rosenau zum Standort für das kirchliche Gemeindezentrum bestimmt, die Gemeinschaftsbaracke in Kammer abgetragen und auf einem freien Feld in Rosenau aufgestellt hatten, und als wir am Johannistag, dem 24. Juni 1956 unsere Notkirche einweihten, begann nicht nur eine Zeit der Mühen und Anstrengungen, sondern geradezu des Kampfes um die Integration.

#### IV. Integration

Zwei eigenständige kirchliche Traditionen, begleitet von zwei sich ebenfalls abhebenden Frömmigkeitstypen, die beide ernst zu nehmen sind, stießen hier aufeinander.

Die Geschichte hat der Evangelischen Kirche in Österreich drei Merkmale aufgedrückt: 1. Sie ist Volkskirche; 2. Sie ist Märtyrerkirche; 3. Sie ist Missionskirche.

Hinsichtlich des ersten Merkmals ist festzuhalten, daß in Österreich die Reformation von einer *Volksbewegung* getragen wird, ohne über einen eigenen Reformator zu verfügen. Maximilian II. (1564–1576) macht die Religionskonzession von 1568 davon abhängig, daß diese Volksbewegung gesammelt wird in eine für alle geltende Kirchenordnung.

Auch die Gegenreformation stellt sich so dar, daß nicht eine Kirche gegen eine andere Kirche, sondern die Regierung gegen ein sich aufbäumendes Volk kämpft, zum Teil mit den Mitteln der Deportation.

Es entstand der Geheimprotestantismus, jene zermürbende Lebensweise zwischen Sein und Schein, die als eine kaum zu ertragende Last auf dem Volke lag.

Auch die durch das Toleranzpatent 1781 eingeleitete sog. „Toleranzzeit“ trägt die Züge einer Volksbewegung.

*Märtyrerkirche* wird die evangelische Kirche Österreichs in den Bauernkriegen. Wir denken an die Gedenkstätten im Emlinger Holz bei Eferding, an

das Haushamerfeld, in dessen Nähe heute noch auf einer Freilichtbühne die Frankfurter Würfelspiele aufgeführt werden. Und wir denken an den Pinsdorfer Bauernhügel in der Nähe von Gmunden, der ein Massengrab darstellt. Aber man kann auch Märtyrernamen nennen, wie Leonhard Kaiser in Schärding und Kaspar Tauber in Wien.

Die österreichische Evangelische Kirche ist auch *Missionskirche*. Ohne den missionarischen Impuls hätte sie als kleine Minorität (5 %) kaum Aussicht auf Weiterbestand gehabt. In diesem Zusammenhang muß auch das Problem der Mischehen erwähnt werden – sehr lange mehr ein Problem der katholischen Kirche.

Zu dieser österreichischen gesellt sich nun die siebenbürgisch-sächsische Tradition. Auch sie kennt die *Volkskirche*, aber nicht in der Gestalt einer Volksbewegung, sondern in der Wahrnehmung der Verantwortung für den gesamten Lebensbereich des Menschen. Kirche und Volk waren einander fest zugeordnet. Das war möglich, weil in dem gegebenen Territorium alle deutschsprachigen Bewohner derselben Kirche, der „sächsischen Kirche“, angehörten. Gerade dieser Gesichtspunkt kam in der Anfangsphase unseres Gemeindeaufbaues sehr zum Tragen, wenn er auch der Integration gerade nicht förderlich war.

Die Siebenbürger Sachsen haben ihren Glauben schon in der Frühzeit ihrer Geschichte in besonderer Weise bewähren müssen. Als der türkische Eroberer Murat II., der die Macht der Osmanen auf der Balkanhalbinsel gefestigt hatte, zu einem Überfall nach Siebenbürgen ausholte und alles bis nach Hermannstadt niederwalzte, hielt dieses dem Angriff stand, und es konnte nicht eingenommen werden.

Die in jener Zeit entstandenen Denkmäler in der Hermannstädter Stadtkirche lassen erkennen, woher die erstaunliche Widerstandskraft der Hermannstädter kam. Aus dem Jahre 1438 stammt das aus Bronze gegossene Taufbecken. Darauf ist das Gebet zu lesen: „Jesus Christus, rex gloriae veni nobis cum pace.“ (Jesus Christus, König der Herrlichkeit, komm zu uns mit Frieden). Ein anderes aus dieser Zeit stammende Relief zeigt den segnenden Christus und ein anderes den lehrenden Christus. Über dem Haupteingang grüßt ein gemeißelter Christuskopf den Eintretenden. Bedenkt man, daß es sich hier um eine der Jungfrau Maria gewidmete Kirche gehandelt hat, kann der ausschließliche Hinweis auf Christus auf den damals geschaffenen Kunstwerken nur einen Sinn haben: Man schreibt die Rettung Christus zu, dankt ihm und will alle Nachfahren mahnen, daß sie sich in ihrem ganzen Leben an ihn halten.

Spuren dieser evangelisch-sächsischen Tradition meinen wir bereits heute in ihrer so kurzen oberösterreichischen Geschichte zu entdecken: vom Gesamtbestand der oberösterreichischen Kirchengebäude wurden zwei

Drittel, wenn nicht von Siebenbürger Sachsen, so doch auf deren Initiative nach 1945 gebaut.

Bruno Guttmann, der Neuendettelsauer Missionar, hat darauf hingewiesen, wie sehr die Ordnungen der jungen afrikanischen Missionsgemeinden den siebenbürgisch-sächsischen Nachbarschaftsordnungen gleichen. Mit dieser Gegenüberstellung gibt dieser nichtsiebenbürgische Theologe dem Göttinger Theologen siebenbürgischer Herkunft, Erich Roth, in seiner Annahme recht, die Einwanderung der Siebenbürger Sachsen im 12. Jahrhundert habe unter anderem einen biblischen Hintergrund gehabt.

Der ständige Hinweis auf den Quellgrund der von der Kirche geprägten Tradition bestimmte unser Zusammenleben sehr stark und ermutigte die Einheimischen und die Heimatvertriebenen, das Ihre in das Gemeindeleben einzubringen. Dabei ging uns auf, durch wie viele Querverbindungen wir miteinander verbunden sind. Wenn etwa die Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen ihres Nationalhelden Stephan Ludwig Roth gedachte, der ja Theologe war, kam doch immer auch die Rede darauf, daß er 1817 auf seinem Weg zur Universität nach Tübingen auch Kammer und das Schloß Kammer besuchte.

Geradezu zu einer Station in der Geschichte unserer Integration wurde ein an sich ganz profanes, alltägliches Ereignis, der erste Grundstückskauf für die Anlage der Rosenau. Als bei diesem „Geschäft“ die bäuerlichen Grundeigentümer mit der Zahlungsmoral der Siebenbürger Sachsen konfrontiert wurden, änderte sich der Sprachgebrauch: Wir waren nicht mehr die Volksdeutschen, die Flüchtlinge, sondern es hieß: Wenn du *zuverlässige* Geschäfte abschließen willst, dann mit den *Lutherischen*, die halten Wort, die bleiben nichts schuldig! Auch eine und gar nicht unwesentliche Ausstrahlung der mitgebrachten kirchlichen Tradition, getreu dem Wort Röm. 13,8: „Bleibt niemand etwas schuldig ...“

Auch der Name der Siedlung sagt etwas über unsere Eingliederung, ebenso die *Straßenbezeichnungen*. Wir haben bei allen Namensgebungen versucht, die vorhandenen historischen Gegebenheiten zu verbinden.

In den ältesten Karten der Kastralgemeinde Seewalchen heißt diese Gemarkung „Lang-Auen“. Wir nannten die Siedlung *Rosenau*. Die Siebenbürger dachten dabei an das siebenbürgische Rosenau, das ebenso auf einem ebenen Plateau liegt; und wie das Rosenau hier dem Höllengebirge und dem Schafberg vorgelagert ist, erheben sich im Hintergrund des siebenbürgischen Rosenau die malerischen und nicht weniger schönen Südkarpaten.

Dasselbe gilt nun auch für die Straßenbezeichnungen:

*Maria-Theresia-Straße*: 1734 wurden aus dem „Landl“ die Protestanten um ihres Glaubens willen nach Siebenbürgen transmigriert. Drei Landlergemeinden entstanden: Großpold, Großau und Neppendorf bei Hermann-

stadt. Diese Landler, die für die Siebenbürger Sachsen eine segensreiche Glaubensstärkung bedeuteten, sprechen noch heute ihren oberösterreichischen Dialekt, ohne daß sie sich etwa dadurch außerhalb der dortigen Gemeinschaft stellten. Für die Landler in Großpold hat Kaiserin Maria Theresia eine ganze Straße mit aufgebauten Häusern gespendet. Zum Gedächtnis an diese hochherzige Tat trägt diese Straße ihren Namen.

*Sachsen-Straße*: In vielen Siedlungen unseres Landes, aber auch in Deutschland wählt man gern den Namen Siebenbürger Straße. Wir wählten unseren Namen und wollten damit das volkhafte Moment hervorheben. Siebenbürgen wird ja von mehreren Nationalitäten bewohnt (Deutsche, Rumänen, Ungarn, Szekler und andere), aber die *Sachsen* sind es gewesen, die aus der Wüste dieses Landes ein Schmuckgärtchen gemacht haben.

*Samuel-von-Brukenthal-Straße*: Er entstammt einem siebenbürgisch-sächsischen Königsrichtergeschlecht. Maria Theresia hat Brukenthal als Gubernator nach Wien gerufen und hätte ihn gern zum Minister gemacht, doch hätte er katholisch werden müssen. Er folgte jedoch seinem Lebensgrundsatz: „Meinem Glauben und meinem Volkstum bleibe ich treu.“ Brukenthal ist auch auf dem Maria-Theresia-Denkmal in Wien unter den tragenden Gestalten zu sehen.

*Toleranz-Straße*: Rosenau liegt etwa in der Mitte zwischen dem Hausamerfeld, wo unter der alten Linde die denkwürdigen Frankenburg Würfelspiele ausgetragen wurden, und dem Bauernhügel bei Pinsdorf, wo der Bauernaufstand endgültig und blutig niedergeschlagen wurde. Beide historischen Stätten erinnern uns an eine unselige konfessionelle Unduldsamkeit. Darum gedenken wir dankbar des Toleranzpatentes, das Joseph II. am 13. Oktober 1781 erließ, und sprechen aus, daß das Fundament, auf dem wir unser Gemeinschaftsleben aufbauen wollen, die Toleranz ist.

Der Platz vor der Kirche heißt *Johannes-Honterus-Platz*. Er ist der siebenbürgische Reformator, hat in Wien, Krakau und Basel studiert und ist mit der lutherischen Lehre in Wien bekannt geworden. Offenbar verband ihn mit dem evangelischen Blutzeugen Kaspar Tauber gute Freundschaft.

Der zweite Platz in Rosenau trägt die Bezeichnung *Stephan-Ludwig-Roth-Platz* und erinnert an den siebenbürgisch-sächsischen Nationalhelden. Die europäische Revolution von 1848 nahm im siebenbürgischen Raum unter der Führung des Ungarn Lajos Kossuth den Charakter einer gegen Österreich gerichteten Bewegung an. Es war selbstverständlich, daß die Siebenbürger Sachsen für Österreich Partei ergriffen. Kein Wunder, daß Stephan Ludwig Roth, der damals Pfarrer von Meschen und geistiger Führer seines Volkes war, von den magyarischen Truppen gefangengenommen wurde und von einem Revolutionsrat gegen alles Recht zum Tode verurteilt

wurde. Er wurde am 11. Mai 1849 in Klausenburg erschossen. So floß denn schon vor hundert Jahren siebenbürgisch-sächsisches Blut für den österreichischen Staatsgedanken.

Schließlich gossen wir das, was wir zum Grund unseres Zusammenlebens machen wollten, in eine architektonische Form. Ein Wahrzeichen, das die siebenbürgische Tradition aufnimmt, stellt unser *Kirchturm* dar, dem als Motiv ein siebenbürgischer Wehrturm zugrunde liegt. Während aber die siebenbürgischen Wehrtürme meist in einem spitzen Dach auslaufen, ist unser Turmdach flach. Wir wollten auch hier eine Symbiose zwischen alter und neuer Heimat finden. Das flache Turmdach mit First ist das alte oberösterreichische Turmdach.

So gingen wir also aufeinander zu und gaben unserer Zuversicht Ausdruck, daß es zu einer befruchtenden Gemeinsamkeit kommen kann, in der jeder mit seiner Wesensart der gemeinsamen Heimat dient.

Die zwei Dekaden von 1952 bis 1972 brachten der Evangelischen Kirche von Oberösterreich eine staunenswerte Erweiterung der Gemeinden, ihrer Kirchengebäude und ihrer kirchlichen Gemeindezentren. Und das meist durch die Initiative der Siebenbürger Sachsen, die nach ihrer kirchlichen Tradition die Kirche im Dorf haben wollen. Insgesamt waren es in diesem Zeitraum 13 Gemeinden und neun Tochtergemeinden mit zusammen 29 Kirchengebäuden. Zwischen 1781 und 1945 waren es nur zwanzig gewesen!

Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges hatte man nie daran gedacht, etwa in Tochtergemeinden oder gar Predigtstationen eine Kirche zu bauen. Doch die siebenbürgische Tradition, die Kirche im Dorf zu haben, war der Antrieb dazu. Und dadurch, daß die überkommene kirchliche Nachbarschaftshilfe zum Tragen kam, wurden die Baukosten auf ein Minimum herabgedrückt. Ob das Integration oder Strukturveränderung ist, bleibe dahingestellt. Auf alle Fälle stellt es eine Bereicherung dar. Als eine solche – wenn man will – kulturelle Bereicherung erscheinen auch die vielen schmucken siebenbürgischen Trachten bei größeren Feiern der Evangelischen Kirche Österreichs.

Speziell von Rosenau muß gesagt werden, daß auch siedlungsmäßig und architektonisch der heimatlichen Tradition Rechnung getragen wurde. Es gibt kein einziges Reihenhaus oder gar einen Hausblock. Nur Einfamilienhäuser reihen sich zur langen Dorfstraße. Das Wahrzeichen des Dorfes ist wie daheim die Kirche mit dem Kirchturm.

## V. Die Landler – Modellfall für kirchliche Eingliederung

In der Taufmatrikel der römisch-katholischen Kirche von Schörfling am Attersee stehen die Worte: „Soli deo gloria, anheut 14. Okober 1624 ist aus Schickung Gottes das lutherische Exerzizium aufgehoben und den Prä-

dikanten die Räumung des Landes bis zum nächsten Pfingsttag aufgetragen.“ Das Schicksal der lutherischen Kirche in diesem Raum schien besiegelt zu sein, das Licht des Evangeliums schien im Attergau für immer verlöscht zu sein.

Am 9. Juli 1734 fand der erste Transport, damals sagte man Transmigration, von 263 Personen aus dem Salzkammergut nach Siebenbürgen statt. Nach kurzem Aufenthalt in Heltau wurden sie in Neppendorf angesiedelt. So bekamen wir drei Landlergemeinden in Siebenbürgen, nach Neppendorf noch Großau und Großpold. Wir wissen, welche geistliche Auffrischung diese Landler für die Sachsen dieser drei Gemeinden brachten, die bis in die Gegenwart reicht.

Am 31. Oktober 1981 hielt die oberösterreichische Diözese ihre Toleranz-Jubiläumsfeier in Linz und lud dazu auch eine Delegation von Lndlern aus Siebenbürgen ein. Als der Delegationsführer, der Kirchenkurator von Neppendorf, sein Grußwort in seinem landlerischen Dialekt sprach, wurde er von allen Österreichern gut verstanden. 250 Jahre lang hatten diese österreichischen Transmigranten inmitten einer fremden Umwelt nicht nur ihre Sprache, sondern ebenso ihre Gewohnheiten bewahrt. Sie bildeten eigene Nachbarschaften und hatten in der Kirche ihre eigenen Plätze. Trotz mancherlei Spannungen, die hier und dort auftraten, wurden sie immer als zu den Sachsen gehörig angesehen und waren niemals Fremde. Man kann nicht sagen, daß planmäßiges „Einsachsen“ geübt oder auch nur gewollt worden wäre. Wie auf allen Gebieten des sächsischen Lebens gab es auch hier eine ungeschriebene, aber sehr weise Lebensordnung, die es gebot, bereits vor der Eheschließung im Sippenrat reinen Tisch zu machen. Dort wurde ausgemacht, welcher Eheteil im Sachsentum oder Landlerum aufzugehen hat. So kam es, daß die Landlerfrau nach der Trauung die „Landlerische Fuchsfellmütze“ zu tragen, sich sächsisch „bockeln“ ließ, oder umgekehrt. Daraus ergaben sich selbstverständlich alle Konsequenzen bis hin zum einheitlichen Gebrauch der sächsischen oder landlerischen Sprache als Familiensprache.

Wenn auch unter anderen Vorzeichen, lernen wir aus diesem landlerischen „Integrations-Modell“ ganz entscheidendes, nämlich den Weg zu einer echten Eingliederung. Man kann nämlich in der neuen Heimat Wurzeln schlagen, ohne daß man die mitgebrachte Eigenart verliert. Ist es denn notwendig, um Heimat zu finden, seine Herkunft, seine Vergangenheit, seine Eigenart, seine Sprache, ja sich selbst zu verleugnen? Verliert man durch eine solche Integration oder *Assimilation*, oder wie diese letztlich unmenschlichen Methoden heißen mögen, nicht das Beste, was man der neuen Heimat anzubieten hat? ! Weil ich nunmal Siebenbürger Sachse bin, kann ich meiner neuen Heimat, meiner Kirche, aber auch meinem Betrieb den besten Dienst nur als Siebenbürger Sachse tun.

## VI. Eine andere Dimension von Integration

Eine Eingliederung ohne den Blick nach rückwärts ist aus drei Gründen eine Unmöglichkeit.

1. Die Heimatvertriebenen der ersten Stunde landeten im Westen wie an einem rettenden Gestade. Aber sie fanden eine ihren Erfahrungen ganz entsprechende Situation vor. Denn sie kamen in die Trümmerlandschaft eines zerbombten und verbrannten Landes. Als Arme kamen sie zu Armen. So ergab sich die Möglichkeit einer innigen Solidarität. Es gibt kaum einen unserer Akademiker aus dieser ersten Stunde, der nicht mit Krampen und Schaufel, mit Mistgabel und Heurechen, mit Spaten und Gartenhau angefangen hätte. Im Laufe der Zeit ist es vielen Vertriebenen, wenn auch sehr langsam und unter großer Mühe, geglückt, ihre früheren wirtschaftlichen Verhältnisse wiederherzustellen.

Jedenfalls kommt der *Spätaussiedler* unter ganz anderen Voraussetzungen in den Westen und findet ganz andere Verhältnisse vor, als es bei den Vertriebenen der ersten Stunde der Fall gewesen ist. Er kennt seine neue Heimat bereits aus vielen Briefen und Erzählungen ihrer Verwandten – allerdings Zerrbilder, Träume, die der Konfrontation mit der Wirklichkeit nicht standhalten. Was Wunder, daß er sich im alleinigen Streben, möglichst rasch den Status seiner Landsleute zu erreichen, leicht zum Außenseiter macht.

2. Die zu uns Kommenden brauchen also dringend nicht nur Hilfe der Einzelgemeinde, in die sie integriert werden sollen, sondern vor allem die Hilfe derer, die diesen Prozeß schon durchgestanden haben, der Landsmannschaft, des Hilfskomitees und deren Gliederungen.

3. Wenn alle Eingliederungsarbeit geschehen ist und wir in jeder Weise eingliedert sind, so ist sie noch längst nicht abgeschlossen. Soll mit unserer Eingliederung unsere alte Heimat, ihre Vergangenheit, ihre so gesegnete Geschichte ausgelöscht sein? Sollen unsere noch dort lebenden Landleute vergessen sein? Die Stimme dieser Menschen, aber auch die Stimme der Kirche und des Raumes, von dem wir uns lösen mußten, darf hier im Westen nicht verstummen. Eine dieser Stimmen ist der „Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde“ mit seinen großartigen Veröffentlichungen.

Trotz allem bleibt aber wahr, was der in London im Exil gestorbene schlesische Dichter Max Hermann-Neisse geschrieben hat:

„Wir ohne Heimat irren so verloren  
und sinnlos durch der Fremde Labyrinth.  
Die Eingeborenen plaudern vor den Toren  
vertraut im abendlichen Sommerwind.  
Er macht den Fenstervorhang flüchtig wehen

und läßt uns in die langentbehrte Ruh  
des sicheren Friedens einer Stube sehen  
und schließt sie vor uns grausam wieder zu.  
Die herrenlosen Katzen in den Gassen,  
die Bettler, nächtigend im nassen Gras,  
sind nicht so ausgestoßen und verlassen  
wie jeder, der ein Heimatglück besaß  
und hat es ohne seine Schuld verloren  
und irrt jetzt durch der Fremde Labyrinth.  
Die Eingeborenen träumen vor den Toren  
und wissen nicht, daß wir ihr Schatten sind.“

Die Einsamkeit des Heimatvertriebenen Daseins bleibt.

Meiner Gemeinde in Rosenau schrieb ich dazu anlässlich der Glockenweihe am 2. Oktober 1983:

„So mögen die drei Glocken auf dem Turm unserer Gnadenkirche eine Gabe sein, die wir in den Dienst der Gemeinde stellen dürfen.

Ihr Läuten ist Zeichen zur Sammlung und zum Aufbruch der Gemeinde. Der Leib Christi und sein Sichtbarwerden, das ist das Geheimnis des Sonntagsgottesdienstes, zu dem wir uns zur Sammlung rufen lassen.

Und die Glocken rufen zum Aufbruch der Gemeinde. Denn die Gemeinde ist in Gefahr, daß sie in dieser Welt zu heimisch wird, sich so niederläßt und sich so einrichtet, als ob diese Erde unsere letzte Heimat wäre.

Wenn dann mitten unter des Tages Arbeit und Umtrieb hinein die Glocke ertönt, die die Entschlafenen hinausbegleitet, dann erinnert sie uns an den *Aufbruch zur Ewigkeit* mitten in dieser Zeit. Dann brechen wir auf aus der Gefangenschaft im Irdischen, brechen durch zur Hoffnung auf die Zukunft des Herrn Christus und leben als solche, deren Heimat nicht in der Zeit ist, und tun unseren Dienst als Knechte, die auf ihren Herrn warten ...“

In solchem Spannungsfeld leben wir bis zu dieser letzten herrlichen Integration, der Eingliederung in den Kreis der Vollendeten.

Glaube und Liebe ist das ganze Wesen eines Christenmenschen. Der Glaube empfängt, die Liebe gibt; der Glaube bringt den Menschen zu Gott, die Liebe bringt ihn zu den Menschen.

Martin Luther